Zum Gedenken an Florian Riffel

Autor(en): **Weber, Viktor**

Objekttyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **29 (1987)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Zum Gedenken an Florian Riffel

von Viktor Weber

Seinen 80. Geburtstag würde der vor drei Jahren verstorbene Heimwehbündner Florian Riffel feiern. Zwar lebte und wirkte unser Freund die grösste Zeit seines Lebens, 46 Jahre lang, als Lehrer im Glarnerland (Netstal). Dahin zog er einst nach Abschluss seiner Seminarzeit, «der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe» (Lehrerüberfluss). Auch in diesem Kanton hat er festen Fuss gefasst. Man darf ihn wohl mit einigem Vorbehalt den Joh. Peter Hebel des Glarnerlandes nennen. Das bestätigen seine beiden kleinen Sammlungen: «Florians Glarner Müsterli» und «Zigermanndlisalat». Seine echte Volksverbundenheit zeigt sich darin.

Trotzdem schreibt er in ein Gästebuch noch im Jahr 1943 nach einem Besuch im Domleschg:

. . . «nun lastet leichter, was ich jahrlang litt
durch alle Träume läutet es: Graubünden
und meint der Jugend ganzes Hoffen mit.»

Was für ihn Graubünden bedeutete, schreibt er in einer kleinen Erzählung «Der heimliche Weinberg», die in ihrer Sachkenntnis des Rebbaus ein wenig an Adalbert Stifter erinnert. (Erschienen in der Zeitschrift Rätia 1944/45):

«Heimat: Das Anmutige ihrer Wiesen und Felder, das Strenge ihrer grauen, zackigen Berge, das Karge ihres messbaren Besitzes und der Reichtum ihrer alten Kultur, das Leidenschaftliche und das besinnlich Träge, das herrlich Trutzige, wie das bescheiden Gerechte in der Art ihrer Menschen . . .»

So sieht der Heimwehbündner sein Land und legt die Worte dem sechzehnjährigen Jan in den Mund (autobiographisch). Der heimliche Weinberg ist ein Stück Rebland in der Felswand ob Trimmis. Was würde der heute 80jährige zu dem gewandelten Graubünden seiner Jugendzeit sagen?

Florian Riffel als junger Lehrer in Netstal.

Wie tief in ihm das Chur der jungen Jahre noch später lag, mag eine Anekdote aus den Glarner Müsterli belegen: Zwei Schüler treffen sich im Treppenhaus der Schule. «Du», sagt der eine, «hüt isch dr Florian emol zünftig veruggt worde.» «Hät er dr eis a Tschüder tätscht?» «Nei, aber dr Gmütsmensch hät zeismal afuh Khurer Tütsch z'reda.»

Seine Heimatliebe war wohl romantisch verklärt, aber kein Patriotismus aus dem Bilderbuch, Patriotismus bis in die Niederungen der Xenophobie. Im Gegenteil, wie freute er sich über Schulerfolge seiner italienischen und spanischen Schüler, denen er unentgeltlich Unterricht erteilte und sie so in die Sekundarschule beförderte.

Ja, Schätze hat er in seinem Leben keine gesammelt: «Es muss mir niemand neidisch sein, was ich an Sach und Geldeswert besitze . . .» und: «das Reichwerden wollen um jeden Preis, ist etwas vom Verderblichsten, das es gibt», lässt er im heimlichen Weinberg Prof. Mordio seinen jungen Freund ermahnen.

Über seine Begabung als Lyriker schreibt er bescheiden in einem Gedicht «Eine Frage» in dem Bändlein «Kleine, klingende Schau», im Verlag Moham erschienen, gewidmet seinem Kindlein Ingeborg und dessen Mutter:

Ein Quäntchen Witz, ein Pfündlein frohen Geist
ein Restchen Wissen und ein loses Können.
Wer wär so arm, mir diese zu vergönnen
ein Sümmchen, das so spärlich Zinsen weist.

Mit diesem Quäntchen Witz hat er uns einfach beglückt und unsere oft eintönige Kantonsschulzeit aufgehellt. Eine Kostprobe dieses nicht verletzenden Witzes aus dieser Zeit, betitelt «Goldhäschens Rache». Seine Lehrer waren ihm hold. Sogar der Chef des Erziehungsdepartementes, «Goldhäschen» genannt wegen seinem fuchsroten Knebel und Backenbart, half ihm einmal im Examen durch Einflüsterung aus grosser Verlegenheit. Dafür, dass er diesen ehrenwerten Herrn in einer Altjahresnacht aus peinlicher Lage befreite. «Einer decke des andern Blösse» schliesst die kleine Geschichte. Auch sonst zeichnete er seine Lehrer mit treffenden Schnitzelbankversen im Spottvogel der «Curia», dem abstinenten Schülerverein, wo Florian einen grossen Teil seiner reichlich bemessenen Freizeit verbrachte.

Also da zu lesen:

«Hat dein Wissen eine Bresche,
lauf geschwind zum Cola-pesche.
Dieser gelehrte Studio
füllt dir deinen Kopf mit Stroh.»

oder:

«Lustig ist das Trockenschwimmen,
kriegen wir auch das Magengrimmen.
Schwimmen muss mir Mann für Mann,
also spricht der kräftig T'schann.»

Von seinem Vaterhaus, der Blechwalze, in der Nähe des Güterbahnhofes, schreibt er:

«Eng geraffte Grenzen fesseln mich
an ein karges Flecklein Lebensbreite,
aber du lockst die entspannte Saite immer wieder brüderlich.» (Föhn)

Von seinem Vater, dem er im heimlichen Weinberg ein rührendes Denkmal setzt, sagt er: «Wieviel Verdruss und üble Laune brachte doch der Vater aus dem Dienst (am Billetschalter der Bahn) mit nach Hause.» Im Gegensatz zum Vater, der früher ein verbissener, hastiger Schaffer war, und zu seiner Mutter, die ziemlich aufgeregt und heftig sein konnte, zeigte er (Jan = Florian) sich in allen Bewegungen und allen Unternehmungen auffallend bedächtig . . . So war es nicht verwunderlich, dass sich das Bürschlein Florian in dieser kleinbürgerlichen Welt eine eigene baute. Er vereinigte Romantik und technische Interessen. Die Schirmherren von ihm und den Gefährten waren die Dichter Deutschlands: Mörike, Eichendorff, Storm, Rilke und Busch. Der deutsche Wandervogel in seinen letzten Ausläufern erreichte auch das Städtchen Chur. Auch unsern Freund erfasste die Sehnsucht nach den deutschen Landen, und eines Tages war er spurlos verschwunden und wurde nach Tagen in Würzburg aufgegriffen.

Darnach suchte und fand der junge «Verslibrünzler» (wie er sich titulierte), eine neue Familie des Geistes und nicht des Blutes; er als Vater, die nachmalige Dichterin und Lyrikerin Maria Lutz-Gantenbein (in diesem Frühjahr verstorben) und wir die drei Rangen, die Junioren. So schwärmten wir aus, fast ohne Geld, ohne Autos, als wäre die Welt um Chur allein für uns geschaffen.

«Ein loses Können, ein Restchen Wissen.»

Beides machte ihn zum eigentlichen Theaterregisseur und Bühnengestalter. Von der Rätushof- zur Volkshaus- bis zur selbstgezimmerten «Wotanbühne» im Haus am Regierungsplatz auf dem Estrich führte die Entwicklung. Unser älterer Freund war alles in allem: Elektriker, Installateur, Kulissenmaler und Schieber und zuletzt Schauspieler. (Sogar an Hoffmannstals «Tod und Tor» wagten wir uns.) Im Zeichen dieser Welle mussten auch Namen in Künstlernamen

umgemodelt werden: Aus Eugen wurde Waldemar, aus Viktor Vico (noch war der andere «Vico» weit und breit nicht in Sicht), aus Florian Helmut (boshaft claire courage). Zu guter Letzt wurde eine Gruppe junger Kantonsschüler Verehrer der deutschen Dichtkunst «Germania» getauft.

Auch später, als sich der gärende Most schon lange gesetzt hatte, kamen ihm diese Begabungen zu gute. Wieviele Schnitzelbänke, Theater, ja Festspiele durfte nun die neue Heimat, von ihm verfasst, erhalten. Eigene Bedrücktheit und Leid in der Familie (seine geliebte Tochter Ingeborg erkrankte an Kinderlähmung) durfte er sich so von der Seele schreiben.

«Eine Brücke»
Abends wenn wir bitter leiden,
jedes fern von seinem Glücke
bauen Briefe zwischen Beiden
eine Brücke . . .

Um die Mitte seines Lebens quillt das Brünnlein seiner Lyrik spärlicher und versiegt fast ganz.

Im Jahre 1943 schreibt er in das Gästebuch:
«Ich lernte igelgleich mich einzurugeln,
allseits vergrämt, in frostge Stachelwehr.
Das leichte Spielen mit den Zauberkugeln
der bunten Worte kann ich fast nicht mehr»

Nach dem Abschied des kurzen Zusammenseins schreibt er:
«. . . still fieberte in meinem heimwehkranken Gemüt das Glühen auferweckter Kraft.»

In spätern Jahren konnte er noch nach seiner Pensionierung als Mitredaktor der «Glarner Nachrichten» wirken und fand besonders bei den Kapuzinern in Näfels Geborgenheit, Betätigung und Bestätigung als Theaterfachmann. Über diese späten Jahre schreibt ein Freund träf und kurz:
«Dis eiga Los, kei liechts, sig gseit,
häsch du selber mannhaft treit.»

An einem Novembertag, neblig blass durchsonnt, begleiteten wir unsern Freund zum Friedhof in Netstal. Aus seiner ehemaligen Heimat waren nur wenige anwesend. Sein Gedicht «November» fragt:
«Nächte, da du bang dich fragen musst,
wo die Wege, die du wanderst, enden;
ob du wirklich bist und Schritte tust,
oder ob dich nur die Sinne blenden.»

Zuletzt sei ihm der Wunsch, den er einen Baum sprechen lässt, erfüllt:
«So möcht ich einst ein Blühender
zu tiefst in mich hinein
ein Leuchtender, ein Glühender
in Gottes Händen sein.